

Hochheimer Stadtanzeiger

Amtliches Organ der Stadt Hochheim a. M.

Erscheint 4 mal wöchentlich: Montags, Mittwochs, Freitags, Samstags.

(Für Postbezug nur 3 maliges Erscheinen, die Freitags-Nummer wird der Samstags-Nummer beigelegt.)

Redaktion u. Expedition: Viebrich a. Rh., Rathausstr. 16. Telefon 41.

Redakteur: Paul Jorjick in Viebrich a. Rh.

Rotations-Druck und Verlag der Buchdruckerei Guido Zeidler in Viebrich a. Rh.

Stille Expedition in Hochheim: Jean Lauer.

Bezugspreis: monatlich 40 Pfg. einchl.
Bringerlohn; zu gleichem Preise, aber
ohne Bestellgeld, auch bei Postbezug.

Anzeigenpreis: für die 6 gespaltene
Colonelzeile oder deren Raum 10 Pfg.,
Reklamezeile 25 Pfg.

Nr. 172.

Samstag, den 2. November 1912.

6. Jahrgang.

Amtliche Bekanntmachungen der Stadt Hochheim am Main.

Bekanntmachung.

Der Auftrieb der Pferde und des Kindeleibes auf das Marktgelände ist erst nach Eintritt der Tageshelle gestattet, wegen der vorgeführten tierärztlichen Besichtigung.

Hochheim a. M., den 31. Oktober 1912.

Die Polizeiverwaltung. Walch.

Bekanntmachung.

Anträge, welche das Eingehen neuer Versicherungen bei der Raffauischen Brandversicherungsanstalt, oder die Erhöhung, Aufhebung oder Veränderung bestehender Versicherungen vom 1. Januar t. J. ab bezwecken, sind sofort im Rathaus während des Vormittagsdienstes zu stellen.

Hochheim a. M., den 29. Oktober 1912.

Der Magistrat. Walch.

Bekanntmachung.

Die Viehsteuereinschätzung des Herrn Regierungspräsidenten vom 29. Juli 1912 schreibt vor:

§ 1.

Frei umherlaufende Hunde müssen mit Halsbändern versehen sein, die Namen und Wohnort des Besitzers erkennen lassen, oder an denen eine Steuerkarte mit Angabe des Versicherungssortes und der Nummer des Hundes in der Steuerliste befestigt ist.

§ 3.

Zu widerstandungen gegen obige Anordnung werden nach Maßgabe der §§ 74—77 des R. V. G. vom 30. Juni 1900 bestraft.

Hochheim a. M., den 21. Oktober 1912.

Die Polizeiverwaltung. Walch.

Bekanntmachung.

über

Abhaltung der Herbstkontrollversammlungen 1912.

Es haben an den Kontrollversammlungen zu erscheinen:

1. die zur Disposition der Erfahrungsstellen Entlassenen,
2. die zur Disposition der Truppendienst Beurlaubten,
3. sämtliche Mannschaften der Reserve der Jahressklassen 1905 bis 1912 (mit Einschluß der Mannschaften der Reserve der Jahressklasse A aus den Jahressklassen 1900 bis 1904),
4. die Mannschaften der Land- und Seewehr 1. Aufgebots, welche in der Zeit vom 1. 4. bis 30. 9. 1900 in den aktiven Dienst getreten sind. Die zeitig Ganzjährigkeitsübenden, die zeitig Halbjährigkeitsübenden, die zeitig Halbjährigkeitsübenden und die nur Garnisondienstfähigen erscheinen mit ihren Jahressklassen.

Die Kontrollpflichtigen des Kreises Wiesbaden-Land haben zu erscheinen wie folgt:

In Niederrhein.

(Platz am Vögelweg Niederrhein-Niederrhein nach der Station Lüttringen-Niederrhein.)

am Mittwoch, den 6. November 1912, nachm. 1.40 Uhr, die Mannschaften der Jahressklassen 1905 bis 1912 einschließl. 1912 sowie der Frühjahreseinstellung 1900 aus den Orten: Lüttringen, Breckenheim, Norder, Hefelhof, Jästel, Kappenheim, Norderstadt, Wilsdorf, Niederrhein.

In Hirschheim.

(Platz am Main, neben dem Gasthof „zum Hirsch“)

am Donnerstag, den 7. November 1912, vorm. 9 1/2 Uhr, die Mannschaften der Jahressklassen 1905 bis 1912 einschließl. sowie der Frühjahreseinstellung 1900 aus den Orten: Diefenheim, Hochheim, Hirschheim, Eddersheim, Weibach und Wülfers.

In Hochheim.

(Schloßhof bei der kath. Kirche)

am Donnerstag, den 7. November 1912, vorm. 11.30 Uhr, die Mannschaften der Jahressklassen 1905 bis 1912 einschließl. sowie der Frühjahreseinstellung 1900 aus den Orten: Diefenheim, Hochheim, Hirschheim und Weibach.

In Viebrich a. Rh.

(Kasernehof der Unteroffizierschule Viebrich)

am Freitag, den 8. November 1912, vorm. 9 Uhr, die Mannschaften der Jahressklassen 1900, die in der Zeit vom 1. 4. bis 30. 9. 1900 eingetretten sind und die Jahrgänge 1905, 06, 07, 08.

In Wiesbaden.

(Hof des Bezirkskommandos Bertramstraße 3.)

am Freitag, den 8. November 1912, mittags 1 Uhr, die Mannschaften der Jahressklassen 1905 bis 1912 einschließl. sowie der Frühjahreseinstellung 1900 aus den Orten: Diefenheim, Hirschheim, Eddersheim, Weibach, Erbenheim, Senneberg.

Am dem Befehl eines jeden Militärpostes ist die Jahressklasse des Jahrs angegeben.

Zugleich wird zur Kenntnis gebracht:

1. besondere Beordnungen durch schriftlichen Befehl erfolgen nicht mehr. Diese öffentliche Aufforderung ist der Beordnung gleich zu erachten.
2. militärisches Erscheinen zu einer anderen als der ihm befohlenen Kontrollversammlung wird bestraft. Wer durch

Krankheit am Erscheinen verhindert ist, hat ein von der Ortsbehörde beglaubigtes Geßuch seinem Bezirksfeldwebel baldmöglichst einzureichen.

3. diejenigen Mannschaften, welche aus persönlichen Gründen zu einer anderen als der befohlenen Kontrollversammlung erscheinen wollen, haben dies mindestens 3 Tage vorher dem Bezirksfeldwebel behufs Einholung der erforderlichen Genehmigung zu melden.

4. wer bei der Kontrollversammlung fehlt, wird mit Arrest bestraft. (Patzbestimmung Ziffer 14.)

5. es ist verboten, Schirme und Säcke auf den Kontrollplatz mitzubringen.

6. jeder Mann muß seine Militärpapiere (Paß und Führungszeugnis) bei sich haben.

7. im Militärpaß muß die vom 1. April 1912 ab gültige rote Kriegsbescheinigung des. Fahndolts eingelebt sein.

8. bei den Kontrollversammlungen werden Fußmengen vorgegeben und zwar bei den Mannschaften der Garde- und Provinzial-Infanterie, Jäger, Maschinengewehrtruppen, Feldartillerie, Fußartillerie, Pioniere, Eisenbahn-, Telegraphen- und Luftschifftruppen, Train (einschl. Krankenträger) Sanitäts- und Veterinärpersonal, sonstige Mannschaften, Detachements, Arbeiter, sowie der Marine, die Jahressklasse 1908.

bei denen der Garde- und Provinzial-Kavallerie und reitenden Feldartillerie die Jahressklasse 1907.

Die Mannschaften haben mit sauberer Fußbekleidung zu erscheinen.

Wiesbaden, den 19. Oktober 1912.

Königliches Bezirkskommando.

303. Rott.

Oberst J. D. u. Bezirkskommandeur.

Die Polizeiverwaltungen in Viebrich und Hochheim und die Herren Bürgermeister des Kreises wollen der vorstehende Bekanntmachung sofort auf ordnungsgemäße Weise zur Kenntnis der Beteiligten bringen.

Wiesbaden, den 23. Oktober 1912.

Der königliche Landrat

von Hamburg.

J. Nr. I. M. 4170.

Nichtamtlicher Teil.

Der Krieg auf der Balkan-Halbinsel.

Nach Konstantinopel.

Wien, 2. November. Der Vertreter der südländischen Korrespondenz in Sofia ist von informierter Seite ermächtigt, zu erklären, daß die Bulgaren entschlossen sind, ihren Vormarsch fortzusetzen und in Konstantinopel den Frieden zu diktieren. Alles sei einzig in dem Auge: Konstantinopel.

Sofia, 1. November. König Ferdinand beglückwünschte die Oberkommandanten bei Bunar Hisar und Ruse Burgas der siegreichen Armee mit folgender Depesche: „Ich beglückwünsche Sie und Ihre Leute aller Grade zu dem ruhmreichen Siege, den Sie über den Feind errungen haben, und spreche allen meinen aus tiefstem Herzen kommenden Dank für Ihre Tapferkeit und grenzenlose Selbstergebenheit aus. Möge Gott Ihnen neue und ruhmreiche Siege verschaffen. Meine Gedanken weilen jederzeit bei Euch, meinen tapferen Kämpfern.“ — Kronprinz Boris (sahnte an den Kommandanten der ersten Kompanie des 1. Infanterie-Regiments (Tirnowa), dem er angehört, folgende Depesche: „Ich beglückwünsche die Helden meiner Kompanie zu ihrer Tapferkeit und Selbstergebenheit. Ihre Heldentat wird in der Geschichte als Beispiel dastehen, würdig nachgeahmt und mit goldenen Werten in der militärischen Geschichte verzeichnet zu werden. Vorwärts, immer vorwärts!“

Türkische Sieges-Nachrichten.

Konstantinopel, 1. November. Wie aus guter Quelle verlautet, kam gestern abend ein Telegramm des Generals Kojun Bogha an, wonach es den Türken gelinge, die Bulgaren zu überflügeln und deren Rückzugslinie zu durchbrechen. Heute früh veröffentlichte der Großvezir, der in sehr guter Stimmung ist, einer mehrfachen Persönlichkeit, daß die eingetroffenen Nachrichten für die Türken sehr günstig lauten. Gleichwohl klingen jedoch auch Gerüchte, die das Gegenteil behaupten, besonders in Bezug auf Rodosto. Da irgendwelche amtliche Persönlichkeiten nicht erlangen, ist die Lage nach wie vor unklar. Hier ist alles ruhig. Ein aus Adrianopel eingetroffenes Persönlichkeits verleiht, in Adrianopel herrsche Ordnung, die Stadt ist gut versorgt und könne eine lange Belagerung aushalten.

Konstantinopel, 1. November. Nazim Bogha telegraphierte heute um 2 Uhr nachts: Der rechte Flügel unseres Heeres rückt seit gestern in nordwestlicher Richtung vor. Die Armee Nazim Boghas hat die Bulgaren geschlagen und viele Kanonen und Munition erbeutet. Ich habe allen Armee-Korps befohlen, die Offensive zu ergreifen und vorzugehen. Eine andere Depesche Nazim Boghas von 4.45 Uhr nachmittags besagt: Wir haben Bunar Hisar wieder genommen und belagern die bulgarischen Truppen in der Gegend von Bunar Hisar von allen Seiten.

Konstantinopel, 1. November. Das Ministerium des Äußeren hat an die türkischen Vertreter im Auslande eine Depesche gerichtet, in der es die Depesche des Generalissimus bekräftigt. Das Telegramm schließt mit den Worten: Wir haben den Feind in der Gegend von Wlha siegreich zurückgeworfen.

Türkische Informationen für die Blätter.

Konstantinopel, 1. November. Um Mitternacht teilte die Presse den türkischen Blättern folgende, auf einer Depesche des Generalissimus beruhende Informationen mit: Die vor vier Tagen begonnenen Kämpfe dauern fort. Die im Norden von Ruse Burgas marschierenden osmanischen Armee-Korps halten dem von dieser Seite her anrückenden Feind kräftig stand. Die Fortschritte von Adrianopel verschieben sich anhaltend mit Entschiedenheit. Die bei Wlha vereinigten Korps rücken vor.

Nach Sofia oder in den Tod.

Konstantinopel, 1. November. Der Kriegskorrespondent der „Saba“ telegraphiert: Die Bulgaren wurden aus Ruse Burgas vertrieben. Die Verluste sind auf beiden Seiten, besonders bei den Bulgaren groß. In der Nacht wurden 1800 Verwundete hierher geschafft. Zahlreiche Kurden schließen sich als Freiwillige ein und tragen einen Teil der Lasten: „Nach Sofia oder in den Tod“.

Die Beschlezung von Stutari.

Rjeka, 1. November. Die Beschlezung von Stutari dauert an. Mehrere Granaten fielen in die Stadt und richteten dort Schaden an. Die Bevölkerung sucht sich panikartig in Sicherheit zu bringen. Der König inspizierte die Stellung am Tarabosch und kehrte darauf nach Krimpori zurück.

Erfolgreicher Torpedoangriff.

Athen, 1. November. Das griechische Torpedoboot 12 drang in der Nacht in den Hafen von Saloniki ein und feuerte erfolgreich einen Schuß gegen den Kreuzer „Jeth-Buland“ ab. Dieser neigte sich auf die rechte Seite und sank. Das Torpedoboot kehrte unverletzt nach Salamina zurück.

Freiwilliger Hergang zu den Griechen.

Athen, 2. November. Als die Bewohner der nordwestlich von Seria gelegenen Stadt Kausia erfuhren, daß die griechische Armee auf Saloniki marschierte, verließen sie die türkischen Behörden und ließen dem griechischen Thronfolger folgen, daß die Stadt griechisch sei und täglich 25 000 Rationen Brot liefern wolle. Kausia zählt 10 000 Einwohner.

Das Fell wird verteilt.

Der Pariser „Radical“ bringt folgenden Zukunftsplan: „Albanien würde für autonom erklärt und unter die Souveränität Oesterreichs gestellt werden. Oesterreich würde Italien als Preis für sein Desinteressement in Albanien eine Entschädigung in Tirol anbieten. Für den jenseitigen Sieg Oesterreich den Weg nach Saloniki versperrte, würde diese Nacht sich einen Hafen in Albanien im Adriatischen Meere vorbehalten. Rußland würde die freie Durchfahrt der Dardanellen und eine Entschädigung in Kleinasien durchsetzen. Die russische Diplomatie hat es auf den Hafen von Alexandria abgesehen, nach dem Deutschland gleichfalls trachtet. Frankreich, England und Deutschland würden wirtschaftliche Vorteile in der Türkei und Kleinasien erhalten.“

England und Frankreich die treuen Freunde der Türkei.

Paris, 2. November. Der Konstantinopeler Korrespondent des „Matin“ meldet, daß Ramiel Bogha ihm unter anderem folgendes erklärt habe: Frankreich und England haben in Konstantinopel ungeheure materielle und moralische Interessen. Sie haben sich in bedeutungsvollen Stunden unserer Geschichte als treue Freunde der Türkei gezeigt. Ich hoffe, daß sie uns auch heute alle beide einen Beweis ihrer Freundschaft geben werden, und daß durch ihre Einigkeit diejenige Europas in einem Gefühl der Sympathie für mein Land erzielt werden wird.

Eine russische Regierungserklärung.

Petersburg, 1. November. Der Minister des Äußeren Sokolow gab einen Redakteur der „Kustje Slowa“ gegenüber folgende Erklärung ab: Der Ausbruch des Krieges haben alle Großmächte gemeinsam beschlossen, eine Veränderung des Status quo nicht zuzulassen. Es lag aber auf seiner Seite für die Großmächte eine besondere Verpflichtung vor, alles die Vergrößerung der Territorien der Balkanstaaten zu hindern. Wenn daher die Autonomie entstehen sollte, irgend eine Balkanmacht in Wirklichkeit zu hindern, fremdes Gebiet zu behalten, so müßten die Großmächte sich einzeln hierüber besonders verständigen. Die Siege der Balkanstaaten haben eine neue Lage geschaffen, mit der man rechnen muß. Diese Siege drängen tief in das Bewußtsein der europäischen Gesellschaft ein; dies beweist die übereinstimmende Haltung fast der gesamten russischen und ausländischen Presse.

Die österreichische Presse bildet in dieser Beziehung keine Ausnahme. In Anbetracht des letzten Anschlusses aller europäischen Mächte, bezüglich des Balkanstatus in voller Übereinstimmung und gemeinsam zu handeln, wäre ein selbständiges Vorgehen einer einzelnen Macht, mit der Begründung, daß die Formel von der Erhaltung der territorialen Intaktheit der europäischen Türkei überlebt sei, ihre frühere Bedeutung verloren habe und in der Praxis als unbearbeitbar erweise, unangebracht. Jedenfalls ist es unzweifelhaft, daß alle Großmächte den Wunsch nach gemeinsamem Handeln beweisen haben und daß meiner Meinung nach zu ernste Interessen sie veranlassen, auch künftig dieses Verhalten nicht aufzugeben.

Die öffentliche Meinung Europas und Rußlands bringt zweifellos den freigelegten Verbündeten Sympathie entgegen, aber die Regierungen können sich nicht von Sympathien leiten lassen. Sie haben Verpflichtungen, die sie nicht vergessen dürfen. Die jetzt auftauchenden verwickelten wirtschaftlichen und politischen Fragen müssen die ernstesten Bemühungen der Großmächte hervorgerufen. Ebenso beschäftigen Zukunftsfragen die Aufmerksamkeit der europäischen Kabinette ohne Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu politischen Gruppen. Es ist unzweifelhaft, daß das solidarische Vorgehen der Kabinette den europäischen Frieden bestens garantiert und den gegenwärtigen Meinungsverschiedenheiten einzelner Mächte vorbeugt. Man kann nicht von einer Sonderpolitik des Dreilandes oder der Triplet-Entente sprechen, die der gemeinsamen europäischen Politik entgegensteht.

Auch die Friedensliebe der rumänischen Königs muß hervorzuheben werden. Der europäische Charakter der rumänischen Politik erscheint als ein wichtiger Faktor, der von den Großmächten wie auch den Nachbarn Rumäniens gewürdigt werden muß. Ich bin überzeugt, daß Rumänien hierdurch tatsächlich nur gewinnt, die traditionellen russisch-rumänischen Beziehungen von neuem gestiftet und gemeinsame ruhmreiche Erinnerungen geschaffen werden, die durch vorübergehende Meinungsverschiedenheiten niemals verdrängt werden können. Ich zweifle nicht, daß Bulgarien den vollen Wert der gegenwärtigen Beziehungen zu Rumänien versteht und

adron des Dra-
am 28. Sep-
meraden jünge-
schafflich den
der gemein-
Vertrags-
Wann eines
von den beiden
igelt. Die bei-
hinter sich, es
daß das Bot-
nicht darf
2 Monate
der 3. Batterie
des klei-
gen. Er wurde
zweite Klasse
Sergeant 13
88, der sich 18
m 1. April 20
ameraden ver-
die Kapelle
e Personlich-
Lage eine Ver-
anderen Tage
April auf, dort
Grazuonmer-
der Anterung
weiser längere
wurde, die ge-
ausen worden
behauptet mit
der ganzen Vor-
den Vortagen
er unangenehm
von sei er in-
ner geistlich
ein 845 Wort,
einer Wirtsfrau
seiner Wohnung
eines Einkom-
nte nicht damit
steine Treu-
ereins wird in
an den Start
endgültig auf,
der zweite
schlichen Ausbil-
merita.
es Rheinbellen
ist ein hervor-
stehenden und
sorgfältig dem
besten frischen
von den Kinder,
auf- und Einzel-
zum Schluß
mit 150 Mann.
Tage das Ge-
sicht auf Joh-
Jahrlang seine
halt des be-
800 Wort in
erium gänzlich
entnommen
halten gewese-
erort sorgfältig
nicht anzu-
legen. Dem er
der 20. Wort
e Sache ernst
zwischen zu-
dem Klager
erhielt auf den
und Begehr
rängt, daß der
ziele, die Unter-
der Klager der
unwahre Be-
ellen.
mal zu einem
Schlappert war
des Treppenge-
nunter in den
schadeldruck zu
der werden.
der Thon'schen
er sich über den
schneite. Der
der Schaden
des Hauses,
Gebäude, nicht
empfindlichen
d oft äußerlich
Wenig seine
and auch jäh-
zeit gehen. Ge-
erwas niedlich,
Bong ist ent-
schieden mit sich
oder minder
zu reinlich und
altsteinen, die
in Krankheiten
auf zu Heim-
wohnen hat.
Die in Wort
bei dabei aus-
eine unange-
auf die Wö-
aufmerksam
ig und leicht-
nicht zu ver-
leine Schuld",
und gefährlich
ist unterlassen
der Spionage-
Journalisten
in Baden
in den Be-
in der Ab-
sicht wurde
verurteilt.
der Straf-
intelligenter
des Deutschen
einer glück-
Landes-
neugeborenen
ste in Göt-
keine jug-
er auf dem
neu aufge-
wuchs gewöhn-

zu werden, weiter. Glücklicherweise kam kurz darauf der Landbrief-
träger des Weges. Er las den verlassenen Tausch auf und stellte
ihn der „Verlustträgerin“ zu. Welche Zustellungsgebühren der Post
dafür erhielt, ist nicht bekannt.

Woher kommt das Wort „Trambahn“? Wenn wir heute mit
der Straßenbahn fahren wollen, so müssen wir sie zuerst kurzweg
„die Elektrische“, vor zehn Jahren hieß man noch recht häufig
„Friedrichs-“ und noch früher „Trambahn“ oder ganz allgemein
„Tramway“, wie manches veraltete Wort ist auch das Wort Trambahn
allmählich verschwunden und nur noch die bayerische Haupt-
und Residenzstadt München hält daran fest, daß sie eine Tram- und
keine Straßenbahn hat. Der Ursprung und die Herkunft dieses
Wortes ist nicht uninteressant. Früher glaubte man nämlich, die
Herkunft des „Tramway“, mit dem Namen des Engländers Ben-
jamin Drais in Verbindung bringen zu müssen; Drais war
seines Lebens Ingenieur, er lebte vor etwa hundert Jahren und
auf ihn sind verschiedene Verbesserungen im Schienenbau zurückzu-
führen. Aber das Wort „tram“ kommt wo andersher. Seine
Wurzel fand in Skandinavien, es lautet sich von „normanisches
„trām“ her; „trām“ bedeutet weiter nichts als Scheitholz, Baum-
stumpf, Baumstamm. Die Schotten übernahmen das Wort, machten
daraus aber „tram“ und bezeichneten damit ausschließlich die
Feldstrecke eines Wagens. Und wie oftmals in der Sprache ein Teil
seiner ganze zur Bezeichnung angewandt wird, (wir sprechen so auch
von 20 Jahren, wenn wir 20 Jahre meinen) so bezeichnete schließ-
lich „tram“ den ganzen Wagen. Als man nun die erste Pferdebahn
auf Schienen eröffnete, nannte man die Strecke einfach „tramway“.
Der Name ging übrigens nicht nur in die deutsche Sprache über,
sondern in alle Kultur Sprachen; selbst unsere westlichen Nachbarn
eigneten sich dies Fremdwort an; sie glaubten aber an „tram“ noch
das Böhmisches „car“ (Wagen) anhängen zu müssen, jedoch sie jetzt
von „tremcar“, also „Wagen-Wagen“ sprechen.

Eine „Amortisation“ der „Kredit“. Die Autoren der „Kredit-
auf Regens“, Hugo von Hofmannsthal und Richard Strauß, haben
hervor dem Eindruck der Stuttgarter Erhebungen zu umfang-
reichen Veränderungen entschlossen. Aus zweifelhafte Quelle wird
mitgeteilt, daß in Dresden in wenigen Wochen die „Kredit-“ in
ganz anderer Fassung zur Aufführung gelangen wird. In Dresden
soll das Werk als große Oper aufgeführt und mit vollem Orchester
und die vornehmste Musik-Kommission wird aus äußerster Ge-
stalt.

Die Wunden unserer Feuerwerke. Die vorzügliche Organisation,
deren sich ausnahmslos die alten Griechenkrieger erfreuten, ließ
auch die erste und älteste Feuerwerk-Kunst. Es hatte sich im
Laufe der Zeit herausgestellt, daß doch das Gemeinwohl, ja das
Wohl des Staates auf dem Spiele stand, wenn ein Feuer ausbrach;
man mußte daher allmählich von dem Gedanken ab, daß es Sache
jedes Staatsbürgers sei, sich selber zu schützen; denn jenseit der Brand
auf andere Häuser übergriff, handelte es sich nicht mehr um ein Haus auf dem
Spiele. Man mußte daher die „Kredit-Kunst“, eine solche „Kredit-
Kunst“, in welcher Erkenntnis dessen, daß die meisten Brände
doch nur Nachtigall ausstiegen. Die Römer ahnten dies Beispiel nach.
Sie behielten wohl ausgebildete und erfahrene Feuerwerker, an
denen sich noch späterer Zeiten ein Beispiel hätte nehmen können;
denn im Mittelalter kannte man überhaupt keine Feuerwerke; man
verließ sich in der Hauptfrage auf den wohlthätigen Spruch „Heiliger
Geist, Flamm!“ Schon unser Haus! „Gibst du ande an!“ Gegen
Wassergefahr der Mittelalter war es besonders ein Mischgeschick,
der sich die Lösung der Häuserbrände angelegen sein ließ, nämlich die
Kapuziner; diese waren an harte körperliche Arbeit gewöhnt; man
überließ ihnen und den Bauarbeitern gerne die Arbeit.
Sprachen und Pumpern konnte man natürlich noch nicht; aber die
Wächter der Stadt waren gehalten, an den Straßenecken stets
Lanzen voll Wasser vorrätig zu halten; daraus schöpfte man nun
mühselig die Eimer voll und schüttete diese ins Feuer.

Welchem Unfall wie die Entdeckung der Bismarck-Verdanten.
Es gibt bekanntlich viele Erfindungen und Entdeckungen, die weniger
der Menschheit selbst und Witz als Tageszeitungsförderung als eine
unvergleichbare höhere Welt, — der Zufall. Einem solchen Unfall verdanken
wir auch den Gedanken der Bismarck-Verdanten. Vor mehr als 70 Jahren
reiste ein Engländer mit der Postkutsche in Gesellschaft im Lande
umher; eines Abends übernachtete er in einer kleinen Herberge; da-
bei sprach er auch mit einem hübschen, klugen Mädchen, das einen
Bräutigam in London hatte. Das war in jenen Tagen sehr weit
und — jeder Brief kostete einen Schilling, also eine ganze Mark!
Doch mußten die Liebenden es so einrichten, daß sie jede Woche
Nachricht erhielten, ohne zu zahlen. Beim Empfang des Briefes
karrte das Mädchen, das die Tage bezahlen sollte, den Brief eine
kleine Weile an, gab ihn dann verschlossen, wie er war, dem Boten
zurück, indem sie sagte sie habe keinen Schilling. (Bismarck muß
hier werden, daß nur der Empfänger, niemals der Absender den
Schilling bezahlen konnte, weil es eine Barzahlung war.)
Der Brief erhielt weiter nichts als einen weißen Bogen; aber an
der Adresse erkannte das Mädchen, daß ihr Geliebter lebte und
wohl war. Der Reisende durchsuchte die Kommode und dachte
lange darüber nach. Schließlich kam er auf den Gedanken, dem
Staats doch vorzuschlagen, Stempelmarken zu verkaufen, die vom
Absender auf den Brief geklebt würden. So wurde die Bismarck-
Verdanten in England und bald darauf auch in andern Ländern eingeführt.
Erst jetzt noch den Namen des Reisenden hinzuzufügen: Rowland Hill.

Auf dem Internationalen Hygienekongress in Washington hat
Generalarzt Dr. Hoffmann vom Reichs-Marineamt in Berlin über
die Einrichtung zur Verwundetenfürsorge auf deutschen Kriegsschiffen
nach dem Bericht von Professor W. Dönhoff in der „Welt-
Zeitung“ folgendes mitgeteilt: Während zahlreiche Marine-
schiffe mit Hospitalkapazitäten begünstigt und auf besondere Einrichtungen
auf den einzelnen Kriegsschiffen verzichtet, weil sie im Ernstfall doch
nichts nützen würden, so hat die deutsche Marineverwaltung dafür
dafür, daß auf jedem Kriegsschiff das äußerste Mögliche vorbereitet ist.
Sämtliche Mannschaften eines Kriegsschiffes erhalten Unterricht in der
ersten Hilfe und im Reduktionsschiff. Sie kennen die Regeln der
ersten Hilfeleistung und der Anwendung eines Notverbandes. So-
dann sind besondere Räume zu Verbandplätzen vorhanden. Bei den
neueren Schiffen werden hierfür von vornherein die notwendigen
Räume in dem Bauplan berücksichtigt. Da jeder Verwundete auf den
Gefahrslagen ein Gefährdungsbedürfnis (wie der Verletzte auf der
Straße einer Großstadt ein Verletzungsbedürfnis), so sprechen schon
rein militärische Gründe für die Anordnung solcher Räume. Sie
liegen innerhalb des Panzerbalkens, sind geräumig, haben beson-
dere Belüftung, erhalten ihr Licht aus einem eigenen Strom-
kreis, heißen noch besondere Reflektoren und haben
eigene Beleuchtungen für die Apparate zur Sterilisation der
Instrumente usw. Nachdem sich im russisch-japanischen Kriege
ergeigt hat, daß ein einziges Geschöß den gesamten Inhalt eines
Kameras unbrauchbar machen kann, sind auch an verschiedenen
Stellen des Schiffes Depots von Verbandmaterialien angelegt. Die
deutsche Marineverwaltung begnügt sich also nicht, wie die Kriegs-
marine anderer Staaten es tut, mit Bereitstellung von Hospital-
schiffen; auch in dieser Beziehung können die in der deutschen Marine
bestehenden Einrichtungen als vortrefflich und musterhaft bezeichnet
werden.

Der flegelnde Amerikaner. Eine lustige Geschichte, die sich kürz-
lich in Zürichgetragen hat, wird in den Annalen erzählt. Dort
erscheint ein Amerikaner und will von Delagrange eine Flugmaschine
kaufen. Und es entspinnt sich zwischen dem Flieger und dem Ame-
rikaner aus der neuen Welt folgendes Zwiegespräch: „Ihre Flugma-
chine ist zu verkaufen.“ „Aber gewiß.“ „Schön, lassen Sie sie
hinzuweisen.“ Der Zweifler wird aus dem Schuppen gerollt,
der Kunde umstreift den Apparat, sieht nachlässig: „Wieviel?“ „12 000
Franken“ erwidert Delagrange. „Ich kaufe sie.“ „Sagt der Ame-
rikaner, gibt seine Brieftasche und überreicht Delagrange 12 000
Franken. Dann fragt er: „Ist in Ordnung?“ „Ja.“ „Die
Flugmaschine gehört mir?“ „Selbstverständlich.“ „Schön“, erklärt
der Käufer, und nimmt den Flieg in Apparat ein, dreht die Sie den
Motor an, läßt fahren. „Müssen große Aufregung. Delagrange
erklärt dem Käufer, er müsse erst die Führung einer Flugmaschine
erlernen, er dürfe so nicht fahren. Der Yankee hört aufmerksam
zu und fragt dann scheinbar: „Ich habe bezahlt.“ „Aber ge-
wöhnlich.“ „Die Flugmaschine gehört mir?“ „Selbstverständlich.“
„Aber dann schalten Sie den Motor ein.“ Alle Anwesenden lachen
den tollkühnen Amerikaner von seinem Vorhaben abzubringen.
Der Yankee überwindet. Auf alle Einwendungen kommt dieselbe
starrsinnige Antwort: „Ich habe bezahlt.“ Gehört mir die Flug-

maschine oder nicht? Also bitte den Motor!“ Die Zeit verstreicht,
der Amerikaner besteht auf seinem Verlangen, und schließlich ver-
liert Delagrange die Geduld und erfüllt den Wunsch. Der Motor
materiell, beginnt zu fressen, die Maschine bewegt sich, läuft über die
Räder dahin, steigt empor und fällt sofort wieder herab. Man
sieht den lächelnden Amerikaner von seinem Siege, aber
er blickt sich nicht. Im Gegenteil, er scheint aus höchster Befriedigung,
und während er die recht schlimm zugeworfene Flugmaschine be-
trachtet, meint er mit philosophischer Nachdenklichkeit: „Man wird
sie reparieren müssen. Dann fliege ich wieder.“

Freundwörter, die der Krieg mit sich bringt. Wir stehen im
Zeichen des mächtigsten Krieges. Alle Zeitungen bringen
Telegramme, in denen die Ausdrücke „Kollektionsnote“, „Ultimatum“,
„Ministerkonferenz“ und dergleichen immer wiederkehren. Dem
einfachen Bürger, dem diese Geheimsprache nicht ganz geläufig ist,
wird ganz wie im Kopfe. Dabei ist nicht so viel Geheimnisvolles
daran, wie es den Anschein hat. Wenn eine Nacht bei einem
anderen Staate wegen irgend einer Sache vorstellig werden will,
so läßt sie ihre Gründe und Bitten in einem langen Schreiben,
einem „Memorandum“ oder einer „Note“ zusammen und läßt diese
durch ihren Botschafter oder Gesandten, das heißt denjenigen Diplo-
maten, der die Geschäfte seiner Regierung bei dem fremden Staate
zu vertreten hat, dem fremden auswärtigen Amt oder auch dem
Minister des Äußeren persönlich überreichen. Die Regierung des
fremden Staates erteilt hierauf gewöhnlich nach eingehender Durch-
sicht und Würdigung der vorgetragenen Punkte eine „Antwortnote“;
folgt darauf wieder eine Note und werden in dieser Weise mehrfach
Noten „gewechselt“, so spricht man vom „Notenwechsel“; hält die
erste Regierung aber die Antwortnote für ungenügend und glaubt
sie, annehmen zu dürfen, daß auch weitere Vorstellungen ihres Bot-
schaffers nichts fruchten, so beauftragt sie ihren Botschafter, ein
„Ultimatum“ zu überreichen. „Ultimatum“ (eigentlich das Aller-
letzte) bedeutet in der Diplomatensprache die Stellung einer letzten
Forderung, binnen deren die Nacht sich zu entscheiden hat, ob sie den ihr
bekannt gegebenen Wünschen der anderen Regierung gerecht werden
oder einen Krieg mit ihr führen will. Ist die Frist ohne Nach-
sicht verstrichen, so ist dies in den allermeisten Fällen gleich-
bedeutend mit der Kriegserklärung. Dann werden in den beiden
Staaten den Diplomaten des Gegners die Pässe zurückgefordert; Ab-
bruch der diplomatischen Beziehungen. „Sachen drücke, an dem
Stad der beiden Wände unbefugte Staaten noch zu vermitteln,
so nennt man das eine „Intervention“; sie überreichen wohl auch,
wenn sie unter sich einig sind, eine Note, in der sie der freigelegten
Nacht mitteilen, sie seien unter sich einig und rufen, dies aber
jenes zu tun oder zu lassen; eine solche von mehreren Staaten ge-
meinsam gezeichnete Note heißt „Kollektionsnote“. Die Antwortnote
hierauf wird nun nicht etwa jeder der Botschafter, deren Staaten
die Kollektionsnote gezeichnet haben, besonders zugesandt, sondern als
„Kollektionsantwortnote“ der „Donnerstagsnote“ überreicht. Die
„Donnerstagsnote“ ist die letzte Botschaft, das heißt diejenige Bot-
schaffers, deren Botschafter, der Botschafter, bereits am längsten
in dieser Eigenschaft an dem fremden Hofe weilte. Es kann also ein
Diplomat Donnerstagsbote und zugleich seinen Jahren nach der
jüngste Diplomat sein; bis vor kurzem war der deutsche Botschafter,
Freiherr v. Marschall, der 15 Jahre die Interessen Deutschlands bei
der Porte vertrat, Donnerstagsbote; mit seiner Abberufung rückte
Oesterreich an die erste Stelle und der jetzige deutsche Botschafter
an die letzte Stelle. Der Tripolisstreit ist es auch geraten er-
scheinen, über die formalen beim Friedensschluß einige Worte
zum Schluß zu sagen. Ist keine der Parteien abhold Säger oder
Besitzer, so ist etwa die Friedensbedingungen in der Hauptstadt
des Besiegten „diktiert“ werden können, so wird unter Vermittlung
einer beiden befreundeten Mächte ein „Friedensvertrag“ geschlossen;
die Feindseligkeiten werden eingestellt, bis die „Friedensprälimi-
narien“ zu irgend einem Ergebnis — sei es nun Friede oder Ab-
bruch der Verhandlungen — geführt haben. Die Verhandlungen
finden meist an diesem Ort — auf neutralem Gebiet — manchmal
auch unter Beisein einer oder mehrerer unbeteiligten Mächte statt.
Jede der beiden Parteien entsendet zur beratenden Konferenz einen
oder mehrere Diplomaten, die je nach Lage der Dinge mit Voll-
machten ausgestattet sind. Werden die beiden Parteien über der
Vorläge einig, so wird der Vertrag unterzeichnet; macht die eine
der beiden Parteien Gegenverschlüsse, so geraten die Verhandlungen
ins Stocken; dann der Bevollmächtigte muß über die Gegenver-
schlüsse erst die Information seiner Regierung einholen; ein Kurier
wird abgeordnet, da solche Dinge wieder der Post nach dem Telegraph
unvertraut werden; bringt er die Einwilligung der anderen Partei,
dann steht dem Friedensschluß nichts mehr im Wege.

Die Schicksalschläge des Jaren. Die Erkrankung des Groß-
fürsten-Thronfolgers ist einer der schwersten Schicksalschläge, von
der die Jarentenallie betroffen wurde. Der Zar soll schon oft
die Anfälle ausgesprochen haben, daß sein ganzes Leben vom Schicksal
bedroht sei. Als er noch als Kaiser von der Krone abtrat, war
er im Jahre 1887 auf dem Wandersitze beinahe
von einem Pferde erdrückt worden, das auf ihn fiel. Im Jahre
1890 trat er mit seinem Bruder, dem Prinzen Georg von Griechenland,
seine bekannte Reise nach Japan an, wo er von einem Pa-
natist erdolcht worden wäre, weil er einen Tempel
betreten hatte, der für Ausländer heilig war. Im Jahre 1895, bei
seiner Krönung auf dem Chrobiselsberg, wurde das bekannte Un-
glück, das vielen hundert Menschen das Leben kostete, und dem
Zaren als ein böses Vorzeichen erschien. Im Jahre 1896 fand in
Kien großer Empfang statt. Die Botschaft waren mit Taphen ge-
schmückt, von denen eine plötzlich herunterfiel und beinahe seine
Gastgeberin getroffen hätte. Als der Zar im Jahre 1900 in Peking war
und in seinem Park spazieren ging, wollte er einen Bärner zu sich
heran, der sehr schnell auf ihn, noch mit der Schaufel in der Hand,
zufiel. Ein Gehirnpolyp, der hinter dichten Büschen versteckt war,
verursachte ein Unheil auf den Zaren und schloß den Bärner nieder.
Da rief der Zar aus: „Wie unglücklich bin ich! Ich bin Gefangener
in meinem eigenen Palast und kann mit keinem Menschen sprechen,
ohne ihm Schaden zu tun.“ Besonders tiefes Gefangenschaft emp-
fand der Zar stets sehr schwer. Dann kamen die Schrecken der Re-
volution und die verschiedenen „Anfallschläge“, die zur Verletzung
seines ganzen Garderegiments nach Sibirien führten. Der russisch-
japanische Krieg wurde auch von dem Zaren als ein schwerer Schick-
salschlag empfunden. Am allergründlichsten empfand der Zar aber
seine das Mikado, das ein Teil seines Volkes ihm entgegenbrachte,
und das wiederum den Hof von Japan, für den Zaren Eiserneinsch-
nahmen zu treffen. Im Jahre 1895 wollte er mit dem Prinzip
seiner Bemodung brechen und begab sich eines Nachmittags ohne
irgend eine Begleitung und ohne einem Menschen ein Wort davon
zu sagen, nach dem Renssai-Prosekt, wo er sich in einem Boden
Handschuhe kaufte und in einem anderen Geschäft Zigaretten er-
stand. Im selben Augenblick, als er den Tabakladen verließ, fuhr
der Staatskommandant vorbei, der sofort mit allen Zeichen des Ent-
setzens erklärte, seine Stellung niederlegen zu wollen, wenn der Zar
so unglücklich wäre.

Der deutsche Professor einst und jetzt. Der Bonner Romanist
Prof. Heinrich Schneegans leidet das Verdienst zu einer unter dem
Titel „Studium und Unterricht der romanischen Philologie“ bei Karl
Winter in Heidelberg erschienenen Sammlung von Vorträgen und
Aufsätzen mit einer hübschen Schilderung des Professors ein, wie
er war und wie er jetzt ist. In früheren Zeiten stellte man sich gern
den deutschen Professor als einen weltfremden, etwas unbeholfenen
Gelehrten vor, der den ganzen Tag, von morgens bis abends, im
Schulsaal, das Sommerkappchen auf dem Kopf, die lange Nase
rauhend, an seinem altmodischen Schreibtisch inmitten seiner Fol-
ianten und Manuskripte saß und ein gelehrtes Buch nach dem andern
verlas. Das Arbeitszimmer verlief er nur kurz, um vor wenigen
Stunden eine Vorlesung über ein Thema zu halten, das im engen
Zusammenhang zu seinen Studien lag; Prüfungen unterbrachen nur
selten seine Ruhe; Kongresse, die er hätte besuchen können, gab es
nicht; Vorträge für ein größeres Publikum, Volkshochschulkurse und
dergleichen kannte man noch nicht; pädagogische Fragen tauchten
damals noch nicht auf, da die Beziehungen zwischen Wissenschaft und
Schule noch kaum bestanden; höhere Reizen ins Ausland waren
noch nicht an der Mode; Abendgesellschaften waren recht selten und
höchst einfach. Nach langer Arbeit ging der Professor mit dem
einen oder andern Freund spazieren und trank gemütlich seinen
Abendkaffee am Stammtisch mit einigen Kollegen; im Herbst be-
suchte er mit seiner Familie einen kleinen, beschiedenen Badeort;
sonst lag er immer am Schreibtisch und arbeitete. Das war für die
Wissenschaft die goldene Zeit. Heutzutage haben es die Professoren
nicht mehr so gut. Zwar äußerlich ist ihre Stellung weit glänzen-

der. Sie bewohnen prächtige Villen; ihr Arbeitszimmer ist mit allem
modernen Komfort eingerichtet; sie tragen auch nicht mehr den
Schulrock und räumen die lange Nase nicht mehr. Wenn man sie
in Gesellschaft antrifft, im eleganten Smoking, die Zigarette im
Munde, unterhebt man sie kaum mehr von ihrem oder jenem
höheren Beamten. Ihre Hörhülle ist überflüssig. Im Frühjahr unter-
nehmen sie ihre Reise nach Italien. Im Herbst gehen sie in die
Alpen oder an die See. Sie besuchen Kongresse, halten Veden und
Vorträge, nehmen an diesen oder jenen Versammlungen teil. Die
Zeit zum wissenschaftlichen Arbeiten müssen sie sich während des
Semesters oder geradezu nehmen. Denn fortwährend kommt der
Bedarf und läßt sie zu dieser oder jener Prüfung oder Sitzung ein-
und bringt ihnen lange Arbeiten zur Korrektur. Doktorarbeiten,
Staatsarbeiten, Stipendienarbeiten, Prüfung für diese oder jene Stel-
lung, Fakultätsprüfung, Kommissionsprüfung, bei dem einen oder an-
deren Semestralprüfung, sie rauben ihnen in rechtlicher Abwechslung wert-
volle Stunden. Und in der Sprechstunde überlaufen ihn die Stu-
denten, sie lassen sich Doktorarbeiten geben, sie erkundigen sich nach
den Anforderungen in der Staatsprüfung, sie bitten ihn um diesen
oder jenen Rat für ihr Studium, sie fragen ihn aus über Ferien-
surse. Ist die Sprechstunde zu Ende, ist der Professor oft ganz er-
schöpft. Schnellläufig öffnet er die Schublade seines Schreibtisches,
wo eine angelegene Arbeit schon seit Jahren liegt und nur lang-
sam vorwärtschreitet; mehrmal läßt er sie wieder, denn es
liegen so viele Prüfungsarbeiten auf seinem Tisch, es harren so viele
Fakultätsberichte der Erledigung, es mangelt so manche Zeitschrift, der
er eine Rezension versprochen hat, daß er für seine eigene Arbeit
keine Zeit findet. Kommen aber die Ferien, so ist er ermuntert, doch
er unterbricht wenigstens einen Teil derselben ausspannen muß.
Für die wissenschaftliche Arbeit bleibt nur der andere übrig. Und
kaum ist er gut im Zug, so mahnt schon wieder das Semester.

Die Hutzrechnung des Präsidenten Fallieres, der anlässlich des
Empfanges der Könige von Norwegen und Dänemark die höchste,
runde Summe von 5000 Francs für Hute auf Rechnung setzte, wird
gegenwärtig in Paris viel besprochen. Es ist allgemein bekannt,
daß Herr Armand Fallieres ein sehr einfacher und bescheidener
Mann ist, und an Madame Fallieres, die selber tüchtig und den
Haushalt versteht, rühmt man das gleiche. Umso auffälliger er-
scheint die große Hutzrechnung, von den 12 000 Francs Ausgaben für
Tischkarten und Programme ganz zu schweigen. Daß in Paris
etwas toll darauf losgewirtschaftet wird, ist schon mehr als einmal
in der Vergangenheit geschehen, so bei einer Anzahl „happiger“ Re-
chnungen in den verschiedenen Ministerien. Die Hutzrechnung des
Präsidenten wie auch die angeblichen Ausgaben bei dem Empfang
des Königs von Spanien erscheinen in einem so eigentümlichen
Lichte, als soeben erst nach der Finanzminister Klotz bei Einweisung
des neuen Rechnungshofes in lauchapoller Rede erklärte, daß
heute in den Republiken nicht mehr verarmend, geküßelt und ver-
untreut werde. Wohl aber scheinen sich die „großen Herren“ in der
Seinehadt ausgesprochen auf das „Anschaffern“ zu verstehen. Von
der Scheuertrau bis zum Präsidenten Fallieres, der bei zwei Emp-
fängen Hute für — 5000 Francs trug. Das ist selbst für die Fran-
zosen etwas zu harter Tobak.

Humoristisches. Amtshunden. Frau Bobi räumt, wie
gewöhnlich, am Sonntag nachmittags das Dienstzimmer des Herrn
Sektens-Chies gründlich auf. Gleichzeitig hat dort auch ein Infor-
matur Aushebungen an der elektrischen Leitung zu besorgen. In
ihrer Tätigkeit dadurch empfindlich gestört, vertritt sie ihn endlich
an: „Machen S' Gähner Reparatur während der Amtshunden,
dann steht Gähner wenigstens niemand im Weg!“ (Aus der
„Kustele“, Wien.)

Unsere Zähne.
Als ein heiliger Dichter des 12. Jahrhunderts, der zum ersten
Male den trojanischen Krieg in Versen sang, die schöne Helena
beschreiben wollte, da schätzte er ihre Schönheit mit den
Worten:
„Nolite Wangen, roter Mund,
Süßer Atem, schöne Gesand.“
Also schon vor 800 Jahren wußte man den Wert gesunder Zähne
zu schätzen, und Schönheit ohne wohlgeformte gute Zähne galt da-
mals schon, wie heute, für unvollkommen. Um so verwunderlicher
und unbegreiflicher ist es, daß die Vernachlässigung der Zähne so
allgemein verbreitet ist. Aber da man früher überhaupt in Pöbeln,
die die Gesundheitspflege betrafen, meist gleichgültig und auch un-
willig war, so kümmerte man sich auch um die Zähne, solange man
sie noch hatte, wenig, und bis auf die neueste Zeit hat sich diese Nach-
lässigkeit und Bequemlichkeit zum Schaden der allgemeinen Gesund-
heit fortgesetzt.

Allmählich aber lernte man mit der zunehmenden hygienischen
Auffklärung auch die Bedeutung einer geregelten Zahnpflege wieder
schätzen, und die ständigen Zahn- und Mundkrankheiten von großen Ver-
schäden und Autoritäten auf dem Gebiete der Hygiene taten das Ihrige dazu.
Auch die Stimme eines Vortrags hat sich einmal zu einer gebührenden
Stärkung gegen die Vernachlässigung der Zähne erhoben. Der
Schlesier Karl von Hölle schrieb in seinem viel gelesten Buch
„Vierzig Jahre“: „Wer gesunde Zähne hat, wer alle sein Brot mit
Tränen isst und nie die sumerrocken Zähne auf seinem Bogen
wiegend laßt“, der kann gar nicht wissen, was Gottes Gnade ihm für
Ordnungsvorteile gönnt. Wer starke, wohlgeformte, vollständige
und wohl zu merken, reinhaltene Zähne hat, der ist in meinen Augen
schön, und wenn er so häßlich wäre, wie eine Kröte. Schöne Zähne
sind die höchste Schönheit, und ohne sie gibt es für mich keine. Schöne
Zähne sind das Einzige, worum ich meine Nebenmenschen beneide,
und in früheren Jahren hätte ich einen Zahn begehren können, um
mir ein vollständiges, lauberes Gesicht zu erringen. Aber auch gute,
gesunde Zähne hat und sie vernachlässigt, nicht rein hält, sich durch
schmutzigen Unfug gegen die reichste Gabe der Natur verflüchtigt,
der müßte von Eifersucht zur Neidenschaft gezogen werden. Ich
habe es für einen Mangel unseres neuen Geschlechts, daß es diesen
Fall übergeht. Mädchen und Frauen, die ihre Zähne nicht pflegen,
die, wie ich oft mit unglaublichem Staunen bemerke, Moosplanzen
wuchern lassen, wo reines Silber ein entgegenstehen könnte,
diese mühen, meines Bedenkens, — die Erstgenannten keinen Mann be-
kommen, die Letzteren geschieden werden, außer wenn sie in un-
glücklicher Ehe leben.“

Besammlisch wirkt seine Belehrung nachhallend, als die An-
schauung, weil sie zu gleicher Zeit aufklärt und überzeugt. Deshalb
darf man wohl auch annehmen, daß die Kri, wie die Ausstellung
„Der Mensch“ in Darmstadt in ihrer großen Abteilung „Körper-
pflege“ über den Wert der Zahnpflege und über den großen Schaden,
den Zahnkrankheiten dem ganzen Körper zufügen, belehrt, von
bleibendem Erfolg sein wird. Wundervoll ausgestellte Modelle und
Nachbildungen zeigen uns die Zahnbildung, den Zahnwachstum und
die Zahnerkrankungen, und daneben wird uns die Pflege der Zähne
mit allem was dazu gehört eingeprägt, wobei zum Vergleich die
verschiedensten Naturvolles, denen die Reinigung der Zähne ein na-
türliches Bedürfnis ist, vorgeführt werden. Man zeigt uns die Wie-
derherstellung der harten Zähne durch Knochentextur; anschauliche Ta-
feln belehren uns über den Einfluß des Brotes auf die Zähne, wo-
bei man sieht, daß Zuckerbücker, Kellner, Kasse und auch solche Be-
rufe, die eine gewisse vermehrte Lebens- und Ernährungswiese
haben, meist mit schlechten Zähnen behaftet sind; wir sehen den Ein-
fluß des Alkohols auf die Zähne; wir lernen die höchste, und rich-
tigste Temperatur, die auf die Zähne einwirkend ist, kennen, und auch
die Bedeutung des Kaugens für die Gesundheit der Zähne und der
Wert des harten Schwerbrotens wird überzeugend gelehrt. Auch
in der Gruppe „Kindespflege“ wird uns die Zahnbildung gezeigt,
ebenso führen uns gute Kinnbilder den Zahnwachstum vor Augen.
Die Ausstellung will vor allem mit ihrer Gruppe „Zahner-
krankung“ den Besucher aus seiner Gleichgültigkeit gegen diesen
Zweig der Körperpflege aufwecken und ihm einflößen, daß gesunde
Zähne nicht nur die äußere Schönheit erhöhen, sondern vor allem die
allgemeine Gesundheit des Körpers, die vielfach durch die Zahnkrank-
heiten in der härtesten Weise angegriffen wird, erhalten. Das Be-
den gibt uns manche harte Fuß aufzutreten und wohl dem, der
hierzu noch seine 32 gesunden Zähne hat. Die Darstellungen in der
Ausstellung sollen uns mahnen, zur rechten Zeit vorzubeugen, damit
es nicht so geht, wie einst ein Epikuraer sagte: „Wenn die Zähne
ausgefallen sind, will das Zähneklappen anfangen, aber dann geht's
nicht mehr.“

